Rosie Thomas

Weiß wie Schnee

Weltbild

Finch Buchanan wurde als Ärztin des Everest-Teams ausgewählt. Ein beruflicher Triumph, doch insgeheim hat sie andere Gründe, auf diese Tour mitzukommen...
Marathonläufer Sam McGrath lernt Finch kennen, während sie sich auf die Expedition vorbereitet. Noch nie hat ihn eine Frau so fasziniert. Er schließt sich dem Team an...
Expeditionsleiter Al Hood hat seiner Tochter ein Versprechen gegeben: Nie mehr wird er bergsteigen. Nur noch dieses eine Mal, gemeinsam mit seiner großen Liebe - Finch...
Die Expedition beginnt, überschattet vom leidenschaftlichen Konkurrenzkampf zwischen Al und Sam. Und es wird auf dramatische Weise klar: Nur einer der Männer wird lebend mit Finch ins Basecamp zurückkehren ...

Rosie Thomas

Weiß wie Schnee

Roman

Aus dem Englischen von Antoinette Gittinger

Weltbild

Die Autorin

Rosie Thomas ist eine begeisterte Reisende und Bergsteigerin. Sie ist in den Alpen und im Himalaya unterwegs gewesen, hat an einer Autorallye von Peking nach Paris teilgenommen und verbrachte einige Zeit auf einer winzigen bulgarischen Forschungsstation in der Antarktis. Sie lebt in London und hat eine ganze Reihe von erfolgreichen Romanen geschrieben.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel White.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2000 by Rosie Thomas
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2000 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin.
Erschienen im List Verlag.
Übersetzung: Antoinette Gittinger
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising
Titelmotiv: iStockphoto
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara
ISBN 978-3-98507-124-1

Für Graeme und Judith

Ich danke Mark Lucas, Lynne Drew und Gail Rebuck für ihre redaktionelle Hilfe und ständige Ermutigung während der verschiedenen Entstehungsphasen dieses Buches.
Dr. Andrew Peacock und Dr. Huw Alban Davies haben mich mit medizinischen Informationen versorgt und der brillante Mark Mason hat mir seinen Namen zu erwähnen erlaubt.
Viele Menschen haben ihr Wissen über und ihre Liebe zu den Bergen mit mir geteilt. Dazu gehören: Phil Bowen, Nick Evans, Katie James, Adrian Morris und Rebecca Stephens.
Barry Franklin, Jean-Claude Charlet und Sandy Allan haben mir die Grundkenntnisse des Kletterns vermittelt und mich aus meinem Sessel in die Berge gelockt.
Ich bin ihnen zu großem Dank verpflichtet.
Von Charlie und Flora King habe ich den nötigen Ansporn und Impuls zu allem erhalten.

Die Sonne stand bereits hoch, ein großes weißes Auge an einem grellen Himmel. Da das helle Mittagslicht und die Hitze nicht länger zu ertragen waren, hielt sie bei ein paar Felsblöcken an, die einen schmalen Schattenstreifen boten. Sie machte Saddiq, ihrem Führer, mit der Hand ein Zeichen. Er blieb stehen und die beiden Träger, die hinter ihnen herschlurften, folgten seinem Beispiel gehorsam. Der ältere der beiden ließ sofort den Rucksack von der Schulter gleiten und suchte in dem um die Taille geschlungenen Beutel nach Tabak, mit dem er seine dünne Tonpfeife füllte.

»Ich würde gern eine Pause machen, Saddiq. Und vielleicht etwas trinken und essen«, sagte sie.

Der Führer nickte. Zwei Wochen lang hatte er die junge Amerikanerin durch das Amphitheater geführt, das die hohen Gipfel an der Grenze von China und Pakistan bildeten. Nun waren sie im Gebirgs-Amphitheater, unterhalb der hohen Gipfel an der Grenze zwischen China und Pakistan. Das weiße Massiv des K2 ragte direkt hinter ihnen schroff und strahlend in den Himmel.

Während der zwölf Tage ihres Aufstiegs hatte die Ärztin kaum eine Schwäche gezeigt. Für eine junge, unverheiratete Frau aus dem Westen schickte es sich eigentlich nicht, allein in diese Gegenden aufzubrechen, dachte Saddiq, nicht einmal unter dem untadeligen Schutz eines Führers wie ihm. Doch an ihrer Robustheit und ihrem Durchhaltevermögen gab es nichts auszusetzen. Sie war so zäh wie ein Mann, das gestand er sich voller Respekt ein. Wenn die junge Frau nun, hoch oben auf dem Gletscher und nur wenige Stunden vom K2-Basislager entfernt, eine Rast machen wollte, war das wohl gerechtfertigt.

Die Frau nahm ihren Rucksack ab und ließ sich in dem schmalen Schatten, den die Felsen ihr boten, nieder. Der Gletscher war ein Konglomerat von nackten Felsen, schmutzigem Eis, feinem Schotter und windgepeitschtem Schnee. Sie streckte die Beine aus, lehnte den Kopf gegen den Stein und seufzte so genüsslich, als wäre es ein Federkissen.

Gebannt schaute sie hoch zur Spitze des K2. Er war nur der zweithöchste Berg, doch der Aufstieg war viel beschwerlicher als auf den Everest. Näher würde sie ihm nie kommen und noch immer zog er ihren Blick und ihre Fantasie in den Bann.

Sie hörte das Gemurmel der Träger nicht, die den Herd anzündeten, um Wasser zu kochen. Sie träumte mit offenen Augen, während Saddiq die Träger dabei überwachte, wie sie im Kochgeschirr Tee aufbrühten und in ihren Blechbecher gossen.

Aber sie hörte deutlich die Stimme des Mannes, die in ihren Kopf drang und sich in ihren Gehirnkammern einnistete. Er hatte schon längst aufgehört zu sprechen, da hallten nicht nur die Worte, sondern auch ihr Klang, die einzelnen Töne, noch minutenlang in ihrem Ohr wider.

Er stellte seine Frage so unvermittelt, als wären es die ersten Worte, die er seit vielen Tagen von sich gab. »Kann ich etwas davon haben?«

Die Stimme sprach Britisch mit einem schwachen Akzent, den sie nicht einordnen konnte.

Sie blickte sich um, wollte sehen, woher die Stimme kam. Dort stand er, der unerbittlichen Sonne ausgesetzt, den Rücken der Bergkette zugewandt. Als Erstes sah sie ein ausgemergeltes Gesicht mit einem schwarzen Bart und wettergegerbter Haut. Saddiq richtete sich auf und stellte sich schützend vor sie. Die Träger traten einen Schritt näher an das Gepäck heran.

Der Fremde bemerkte ihren Argwohn. »Ich möchte nur etwas trinken. Ich habe Durst.«

»Bitte.«

Sie rappelte sich hoch und bot ihm den unberührten Tee an.

Er umfasste den Blechbecher mit beiden Händen, offensichtlich um sie, ungeachtet der Hitze, zu wärmen. Dann leerte er den Becher in einem Zug. Die Sehnen an seinem Hals spannten sich. Sie sah, dass er sehr mager, ja beinahe ausgemergelt war.

Der Mann reichte ihr den leeren Becher. »Danke.«

»Möchten Sie noch mehr? Etwas zu essen?«

Saddiq kniff die Lippen zusammen.

»Was können Sie denn anbieten?«

»Trockenobst. Kräcker. Konserven und abgepacktes Zeug. Keine große Auswahl. Wir sind auf dem Rückweg.«

Der Mann fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. Sie merkte, dass er erschöpft war, und bedeutete Saddiq, den Becher erneut zu füllen.

»Danke«, sagte der Mann wieder. Seine Lippen waren so rissig, dass sie schmerzen mussten.

»Wir können zusammen essen«, schlug sie vor. Ihre Begleiter brachten mit jeder Bewegung ihre Missbilligung zum Ausdruck, begannen jedoch mit der Zubereitung der Mahlzeit. Der Kerosinbrenner zu ihren Füßen zischte.

Der Mann trug einen schweren Rucksack auf dem Rücken. Sie deutete darauf. »Nehmen Sie ihn ab. Setzen Sie sich hin und ruhen Sie sich aus.«

Er kam ihrer Aufforderung nach, wirkte aber geistesabwesend, als nähme etwas anderes seine ganze Aufmerksamkeit gefangen. Er setzte sich ein wenig entfernt von ihr hin, den Rücken gegen den Felsen gelehnt, das Gesicht den Bergen zugewandt. Er betrachtete den hohen Gipfel nicht so ehrfürchtig und fasziniert wie sie, sondern starrte ihn ausdruckslos an, als würde er gleichzeitig irgendwo anders hinschauen.

»Sie sind Bergsteiger?«, begann sie.

»Gewesen«, antwortete der Mann knapp. Nichts an ihm lud zu einer Unterhaltung ein und sie unternahm keinen weiteren Versuch. Er nahm den Teller mit Thunfisch aus der Dose und dem aus einem Konzentrat zubereiteten Kartoffelbrei, den sie ihm reichte, und aß. Mechanisch leerte er den Teller, offenbar weil er etwas zu sich nehmen musste, und nicht, weil er Appetit hatte.

»Danke«, sagte er ein letztes Mal, nachdem er alles aufgegessen hatte. Er trank noch einen Becher schwarzen Tee, nahm die Hand voll getrockneter Aprikosen an, die sie ihm reichte, steckte das Obst in eine Seitentasche seines Rucksacks und hievte sich diesen wieder auf die Schulter.

»Können wir noch irgendetwas für Sie tun?«, fragte sie.

»Nein, ich muss weiter. Ich bin auf dem Rückweg.«

Er wandte sich ab. Sein Rucksack kippte kurz zur Seite, bevor er ihn mit einer müden Schulterbewegung zurechtrückte und die Riemen festzurrte. Sie schaute ihm nach. Für einen Mann, der am Ende seiner Kräfte war, bewegte er sich sehr schnell. Noch ehe Saddiq und seine Träger die Essensreste beseitigt und den winzigen Herd abgebaut hatten, war der Mann nichts weiter als ein Fleck auf der blendenden

Weite des Gletschers.

»Gefährlicher Kerl«, murmelte Saddiq.

»Nein, das glaube ich nicht. Verzweifelt vielleicht, aber nicht gefährlich.«

1. Kapitel

Immer diese Hochzeiten, dachte Finch Buchanan.

Hochzeiten im Sommer unter Markisen und Sonnenschirmen, Hochzeiten in New York oder in Toronto, Hochzeiten am Meer, in weiß getünchten presbyterianischen Kirchen, in blumengeschmückten Häusern oder in schicken Hotels. Mal auf einer Skihütte in den Cariboo-Bergen, mal bei Sonnenuntergang an einem Strand der Karibik. Wo und wie auch immer sie gefeiert wurden, ob sie seit langem geplant waren oder einer spontanen Entscheidung entsprangen – letztlich schien eine wie die andere. Auch die heutige Hochzeit bildete da keine Ausnahme.

Diesmal war ihre beste Freundin an der Reihe: Finch beobachtete sie, wie sie neben einem mit weißen Lilien gefüllten Tongefäß stand, im Begriff, sich von Suzy Shepherd in Mrs. Jefferey Sutton zu verwandeln, die künftig in Madford, Oregon, leben würde. Suzy war eine der letzten aus Finchs Freundeskreis, die den Bund fürs Leben schloss, abgesehen natürlich von ihr selbst.

Die Braut trug ein elfenbeinfarbenes Seidenkostüm von Donna Karan; den Bräutigam hatte man in einen marineblauen Anzug von Armani gesteckt. Finch war Brautjungfer und trug ein hyazinthenblaues Kostüm, das so eng geschnitten war, dass es ihr große Schritte zu tun verbot. Sie hielt die Hände brav gefaltet.

Ich bin zu alt, um mich als Brautjungfer zu verkleiden, dachte sie.

Suzy und Finch waren beide zweiunddreißig. Während ihres ersten Jahres an der medizinischen Fakultät der Universität von British Columbia waren sie Zimmergenossinnen gewesen und auch ihr gesamtes Studium hatten sie gemeinsam absolviert. Suzy hatte ihren Facharzt in Pädiatrie gemacht und war Jeff zuliebe nach Oregon gezogen, Finch lebte als Allgemeinärztin weiterhin in Vancouver. Sie telefonierten häufig und schickten sich fast täglich eine E-Mail, um sich Klatsch, Witziges oder Kurioses aus der Welt der Medizin mitzuteilen. Außerdem trafen sie sich, wann immer sie es ermöglichen konnten. Dennoch vermisste Finch ihre Freundin und Verbündete. Und mit der Hochzeit, so fürchtete sie, würde Suzy vielleicht noch mehr aus ihrer

Reichweite verschwinden.

Finch beobachtete, wie das Brautpaar die Ringe tauschte, und unterdrückte mit Mühe Tränen der Rührung. Die beiden waren zweifelsohne sehr glücklich; sie schienen auf einer Wolke zu schweben. Finch war nicht neidisch, sondern eher ein wenig erstaunt. Es war ihr immer ein Rätsel gewesen, was die Menschen am Heiraten reizte. Natürlich hatte auch sie Männer gehabt, kurze Affären sowie länger andauernde Beziehungen. In letzter Zeit allerdings waren es nicht viele gewesen.

Die kurze standesamtliche Trauung war vorüber. Suzy und Jeff schritten Arm in Arm vorbei an ihren strahlend lächelnden Freunden hinaus ins Freie, wo sie unter einer Markise vor dem Schneeregen, einem letzten Gruß des Winters, Zuflucht fanden. Ein Fotograf eilte geschäftig mit seiner Nikon hin und her.

Nachdem Suzy ihre Mutter, ihre Tanten, Schwiegereltern und Schwägerinnen umarmt hatte, öffnete sie ihren Regenschirm, ein geschicktes Manöver, um Finch unter vier Augen zuflüstern zu können: »Mein Gott, kneif mich! Ich habe es wirklich getan! Ich habe geheiratet!«

»Ja, du hast Jeff geheiratet.«

»Jawohl! Weil ich ihn liebe.«

»Das weiß ich.«

Suzy lachte und entblößte dabei eine Lücke zwischen ihren Schneidezähnen. Sie gehörte zu jenen Frauen, die keinen gesteigerten Wert auf perfekte Zähne legten. Unter anderem deswegen hatte Finch sie auf Anhieb gemocht. Suzy war ganz anders als sie; die materiellen Dinge, an die Finch gewöhnt war und die sie schätzte, waren Suzy gleichgültig. Bei ihrer ersten Begegnung war Suzy in ihr gemeinsames Zimmer im Campus marschiert, hatte einen Sack und diverse Supermarkttüten abgestellt und anschließend die eleganten, aufeinander abgestimmten Gepäckstücke und die Skiausrüstung, die zwei der drei älteren Brüder von Finch heraufgetragen hatten, begutachtet.

»Du bist wohl eine wohl behütete Prinzessin aus Vancouver?«

»Von mir aus kannst du denken, was du willst.«

»Egal. Ich bin eher ein Schmuddelkind. Meine Mutter lebt in einer

Zweizimmerwohnung und meinen Vater habe ich seit zwölf Jahren nicht mehr gesehen.«

All das war zwar richtig. Aber richtig war auch, dass Suzy mit Abstand die intelligenteste Studentin des Jahrgangs war.

Sie drehte ihren Regenschirm so schnell, dass eiskalte Regentropfen in alle Richtungen flogen. »Verdammt, ich bin jetzt eine verheiratete Frau! Ich brauche ganz dringend etwas zu trinken, um diesen Schock irgenwie zu verkraften«, sagte Mrs. Jefferey Sutton.

Der Empfang fand in einer neu eröffneten Bar mit Restaurant statt, die von Jeffs Firma entworfen und eingerichtet worden war. »Gefällt es dir?«, fragte Jeff, an Finch gewandt.

Gemütliche Nischen, Holzböden, überall Spiegel und Halogenlampen – alles nicht besonders originell, aber gut gemacht.

»Sehr schön«, erwiderte Finch.

»Ich muss dich den Leuten wohl nicht vorstellen«, sagte Jeff. Er hatte seine Seidenkrawatte bereits gelockert; der oberste Hemdknopf war offen.

»Nein«, erwiderte Finch mit einem Lächeln. Viele von Suzys Freunden, die sich zur Hochzeit in Oregon eingefunden hatten, waren auch mit ihr befreundet. »Geh nur, amüsier dich!«

Finch nahm ihr Glas mit französischem Champagner und setzte sich in die nächstgelegene Nische, in der bereits Taylor Buckaby und seine Frau Platz genommen hatten. Taylor war zu Beginn des Studiums eine Zeit lang mit Suzy gegangen, hatte dann aber mit der Sekretärin des Dekans, einer schlanken Blondine, vorlieb genommen. Die war zwar mittlerweile eher füllig geworden, aber sonst hatte sich nicht viel verändert. Taylor war orthopädischer Chirurg und Finch konnte sich gut vorstellen, welche Freude es ihm bereitete, mit Knochensägen und künstlichen Gelenken aus funkelndem Titan zu hantieren.

»Hallo Taylor, hallo Maddie!«

»Ah, Finch! Hallo!«

Sie plauderten eine Weile über gemeinsame Bekannte, die Arbeit und die Kinder der Buckabys.

»Willst du es Suzy nicht nachmachen?«, wollte Maddie wissen.

»Nein, ganz bestimmt nicht.«

»Finch steht der Sinn nach Höherem als nach Kindern und einem Ehemann«, erklärte Taylor spöttisch und plusterte seine rund gewordenen Backen auf. »Letztes Jahr ist sie nach Alaska geflogen und hat den McKinley bestiegen.«

Maddie riss ihre hellblauen Augen auf. Sie machte den Eindruck, als wäre sie es gewohnt, sich jede Menge Champagner, oder was sie sonst gerade Trinkbares zur Hand hatte, hinter die Binde zu kippen.

»Warum denn das?«

Einen Moment lang herrschte Schweigen. Finch überlegte, was sie antworten sollte. Es war zwar nicht das erste Mal, dass man ihr diese Frage stellte, aber es war ungewohnt, dass man es mit derart ungläubigem Staunen tat. Finch erinnerte sich an die frostigen Temperaturen in den Bergen – minus 40 Grad –, an die herab stürzenden Eisbrocken, an ihre Angst vor einer Lungen- oder Gehirnhautentzündung, an den schmalen Grat in knapp 5000 Metern Höhe, von dem es zu beiden Seiten 600 Meter weit fast senkrecht in die Tiefe ging ...

»Hmm ...«

Sie dachte an das kameradschaftliche Verhältnis der Bergsteiger untereinander, an den Galgenhumor der Mitstreiter, die sie beim Aufstieg über die »West-Buttress-Route« begleitet hatten – einer berüchtigten Strecke, die alles andere als ein Kinderspiel ist. Am deutlichsten jedoch erinnerte sie sich an jenen Moment der Euphorie bei der Ankunft am Gipfel: Das Gefühl war so überwältigend gewesen, dass ihr alles andere plötzlich bedeutungslos erschienen war.

»Weil ich dachte, dass es mir Spaß machen würde«, antwortete Finch schließlich gelassen, »und es hat mir auch Spaß gemacht.«

Maddie blinzelte und fuhr sich mit der Zunge über die geschminkten Lippen. »Nun ja, jedem das Seine«, bemerkte sie nach einer Weile.

Der Tanz wurde eröffnet. Als Erstes führten Suzy und Jeff, begleitet vom Applaus und von den aufmunternden Zurufen der Hochzeitsgäste, ein paar langsame Drehungen auf dem Parkett aus. Finch blieb noch fünf Minuten bei den Buckabys sitzen, um nicht den Eindruck zu erwecken, als wollte sie sich nicht länger mit ihnen unterhalten. Dann verließ sie die Nische, holte sich ein paar Sushis am Büffet und plauderte

mit ein paar Leuten, die ihr angenehm waren. Anschließend tanzte sie mit Jeff, bis dessen Vater Jim dazwischenfunkte. Jim Sutton war trotz seiner siebzig Jahre noch recht stattlich. Seine Hände glichen Schneeschaufeln und sein braun gebranntes zerfurchtes Gesicht spiegelte ein arbeitsreiches Leben auf dem Bau wider. Suzy und Jeff hatten es beide trotz bescheidener Herkunft ziemlich weit gebracht, ohne dabei ihre Wurzeln zu verleugnen.

Jim wirbelte Finch im Kreis herum, bis sie ganz außer Atem war. »Mit dir kann ich nicht mithalten«, protestierte sie.

»Ach komm schon, Frau Doktor, nur noch einen Tanz!«, bettelte er.

Finch sah, dass es bereits achtzehn Uhr war. Sie musste zum Flughafen. Ihr Kollege Dennis Frame würde sie während ihrer Abwesenheit vertreten. Sie hatte bereits drei freie Tage genossen und wollte seine Geduld nicht strapazieren.

»Nächstes Mal gern«, erwiderte sie lächelnd.

Sie suchte Suzy und fand sie schließlich in einer der hinteren Nischen. Ihr kostbares Kleid war mit Mayonnaise bekleckert und sie schien ganz auf eine rauschende Nacht eingestellt.

»He, wie hast du es nur geschafft, dich so schnell aus Jims Klauen zu befreien?«

»Baby, ich muss leider gehen.«

Suzy machte ein betrübtes Gesicht. »Es ist doch noch so früh! Du kannst dir doch nicht einfach meine Party entgehen lassen!« Aber Suzys Protest war nicht ganz ernst gemeint, denn Finch hatte ihr von Anfang an gesagt, dass sie zwar zur Hochzeit kommen werde, aber nicht lange bleiben könne, da sie am nächsten Tag arbeiten müsse. Und Suzy wusste nur zu gut, wie unerbittlich Dennis sein konnte, wenn es um Zeit und berufliche Verantwortung ging. Finch und Dennis waren recht unterschiedlich, verstanden sich aber gut. Ihre Freundschaft war noch nie ernsthaft gefährdet gewesen.

»Ich weiß, ich weiß, aber ich muss morgen zurück sein. Aus Rücksicht auf Dennis kann ich mir vor der Expedition nicht mehr allzu viele Tage frei nehmen.«

Suzy kam aus der Nische hervor und umarmte ihre Freundin. Bei dem Wort »Expedition« wurde sie plötzlich ernst.

»Hör zu, sei bitte vorsichtig! Ich will, dass du heil und unversehrt von da oben zurückkommst. Wer soll denn sonst Patentante unserer Kinder werden, wenn du nicht mehr da bist?«

»Suzy! Du bist doch nicht etwa ...?«

Suzy zwinkerte schalkhaft. »Keine Sorge, noch ist es nicht so weit! Aber der Nachwuchs ist fest geplant.«

»Aha, so ist das also. Was mich betrifft, kannst du ganz beruhigt sein. Ich bin nur die Expeditionsärztin, zuständig für Medikamente und allerlei Wehwehchen, und gehöre nicht zu den heldenhaften Gipfelstürmern.«

»Dein Wort in Gottes Ohr! Komm, ich begleite dich hinaus!«

Sie bahnten sich einen Weg an den Gästen vorbei. Plötzlich blieb Suzy stehen. Dann ging sie schnurstracks zur Bar. »Fast hätte ich es vergessen!«

Sie beugte sich über den Tresen, so dass ihre braun gebrannten Schenkel zur Geltung kamen. Jeff kam, schlang die Arme um seine frisch angetraute Gemahlin und ließ seine Hände über ihre Hüften gleiten. Suzy richtete sich jedoch schnell wieder auf. »Später!«, vertröstete sie ihn. Sie hielt, wonach sie gesucht hatte, nun fest umklammert, kehrte spornstreichs zu Finch zurück und überreichte es ihr. Es war der Brautstrauß.

»Nein! Gib ihn lieber einer Frau, die unbedingt heiraten möchte.«

»Es ist aber keine mehr übrig, Süße. Du bist die letzte unverheiratete Lady in dieser Runde. Bald wird man dich dafür unter Artenschutz stellen.«

»Du willst ja nur, dass ich eurem Klub beitrete und heirate, bloß weil du es getan hast.«

Suzy sah überglücklich aus und sie bestätigte lächelnd: »Genau, das will ich!«

»Vergiss es, Mädchen!«

Dann drängten die beiden Freundinnen Richtung Ausgang. Die Feier wurde immer ausgelassener, wie es eben bei Hochzeiten zu gehen pflegt.

»Finch muss noch heute Abend nach Vancouver zurückfliegen«, erklärte Suzy einigen Gästen, mit denen sie noch kurz sprachen.

»Das Wetter ist ja ziemlich scheußlich«, bemerkte einer von Jim

Suttons Kumpanen.

»Finch hat schon Schlimmeres erlebt«, erklärte Suzy stolz.

Finch legte den Arm um ihre Freundin. »Geh ruhig zurück zu deinen Gästen. Ich werde mich bei dir melden. Und genieß die Flitterwochen!«

Das frisch gebackene Ehepaar wollte den Urlaub in der Karibik verbringen, denn Suzy liebte die Sonne und das Meer über alles.

Die beiden Freundinnen küssten sich zum Abschied.

»Denk an meine Worte und komm heil zurück!«

»Aber natürlich!«, versprach Finch. »Und werde glücklich, Mrs. Sutton!«

»Aber natürlich!«, echote Suzy. »Danke, dass du gekommen bist – und auch für alles andere, für die schöne Zeit, die wir zusammen hatten. Weißt du, ich mag dich. Außerdem warst du eine hinreißende Brautjungfer!«

»Darauf hätte ich gut verzichten können. Ich mag dich übrigens auch.«

Bei der Tür angelangt, warf Finch ihrer Freundin noch eine Kusshand zu. Kaum hatte Finch den Fuß vor die Tür gesetzt, peitschte ihr der Wind mit eisiger Kälte ins Gesicht. Sie zog den Kopf ein und trippelte auf ihren hohen Absätzen zum Parkplatz, wo sie den Mietwagen abgestellt hatte. Endich saß sie im Auto! Als sie einen Sender mit Rockmusik gefunden hatte und allmählich die Wärme der Heizung spürte, warf sie den Kopf in den Nacken und stieß einen Jubelruf der Erleichterung aus. Wieder eine Hochzeit geschafft!

Sie trat auf die Pedale und brauste in Richtung Flughafen davon, bis ein leichtes Schlingern der Hinterräder sie daran erinnerte, dass die Straße stark vereist war. Sie drosselte sofort das Tempo und folgte dem Schein der Rücklichter, die langsam vor ihr dahintänzelten.

Am Flughafen angekommen, stellte Finch das Auto auf einen der Parkplätze von Alamo. Schlüssel und Papiere warf sie am anderen Ende des Geländes in die dafür vorgesehene Box. Der Wind blies jetzt noch heftiger und setzte ihr zu wie eisige Nadelstiche. Über ihrem hellblauen Kostüm trug sie lediglich einen leichten Mantel, der keinerlei Schutz bot – und bis zum Eingangstor der Abflughalle war es ein weiter Weg. Sie stellte ihre Tasche auf den Boden und kauerte sich nieder. Sie

durchwühlte die Tasche gründlich, bis sie schließlich einen Goretex-Skianorak zutage förderte. Eilig schlüpfte sie hinein und seufzte erleichtert. Sie hatte ihn für ihren dreitägigen Aufenthalt in Oregon eingepackt, weil sie mit dem Gedanken gespielt hatte, eventuell etwas Skilanglauf zu betreiben. Das hatte sich als zeitlich unmöglich erwiesen, aber sie war froh, den altbewährten Anorak dabeizuhaben. Vom Hals bis zu den Hüften fest eingehüllt, reckte Finch forsch den Kopf in die Höhe und machte sich auf, dem Wind zu trotzen. Die Tasche hatte sie sich über die linke Schulter gehängt, in der rechten Hand schwenkte sie Suzys Hochzeitsstrauß. Beinahe hätte sie ihn im Auto liegen gelassen, aber bei dem Gedanken, die Blumen ihrer besten Freundin auf dem Beifahrersitz eines Mietwagens verwelken zu lassen, Skrupel bekommen.

Finch ging durch die Schiebetüren. In der Eingangshalle war die Temperatur zwar angenehm, aber es herrschte ein enormer Andrang. Ein Blick auf die Anzeigetafel genügte, um ihre düsteren Vorahnungen zu bestätigen. Der Angestellte am Air-Canada- Schalter beseitigte dann auch die letzten Zweifel.

»Tut mir Leid, Ma'am, der Flughafen ist geschlossen. Solange sich das Wetter nicht bessert, dürfen keine Flugzeuge mehr starten. Ich schätze, das dauert bis morgen früh.«

Sam McGrath joggte. Für ihn war dieses tägliche Ritual mehr als eine Gewohnheit: Es ging darum, eine gewisse Lustlosigkeit und Müdigkeit zu überwinden und sich geistig und körperlich auf Trab zu bringen. Deshalb fand er die Anstrengung wertvoll. Das Joggen war eine feste Größe in seinem Leben. Manchmal, wenn er einen Tiefpunkt hatte, fürchtete er sogar, es sei die einzige.

Er umrundete einen kleinen See. Das Gewässer war mit einer Eisschicht überzogen und auf dem abgestorbenen Schilf am Ufer lag Rauhreif. Der Rundweg führte an Bäumen und Büschen vorbei, deren erste Knospen infolge des neuerlichen Wintereinbruchs dunkel verfärbt waren. Der lehmige Boden war durch den Schneeregen glitschig geworden, doch Sam kannte die Strecke so gut, dass dies seinem gewohnten Tempo keinen Abbruch tat. Er lief auf Hochtouren und spürte die Kälte nicht mehr. Sein regelmäßiger Atem zauberte kleine

Wolken in die bitterkalte Luft, seine Schritte hallten ihm wie Paukenschläge im Schädel nach.

Die Einsamkeit des Ortes gefiel ihm. Meistens lief er in der Stadt. Dort stieß man ständig auf Menschen und das verdarb sein Vergnügen immer ein wenig.

Früher war er oft mit seinem Vater hierher gekommen, um Bachforellen zu angeln, erinnerte sich Sam. Einmal hatten sie weiter hinten zwischen den Bäumen das alte, grüne Zelt aufgestellt und ihren Fang über einem rauchenden Lagerfeuer gebraten. Er war damals ungefähr zehn Jahre alt. Vermutlich war es ein Ferienwochenende gewesen, an dem Michael, sein Vater, ausnahmsweise mal nicht zum Klettern gegangen war.

In seinem Kopf blitzten Erinnerungen auf und flirrten.

Er war acht Jahre alt und stand mit seinem Vater am Fuße eines Felsens. Die Steilwand ragte so hoch über Sams Kopf empor, dass sie die Sonne verdeckte. Er streckte die Hände nach oben und legte sie flach auf den Sandstein. Mike hatte sie ausgiebig mit Kalk eingerieben. Sam spürte die Unebenheiten des Gesteins auf der Haut. Langsam, mit einem leichten Gefühl der Beklommenheit, blickte er nach oben und suchte nach Haltegriffen. Dann hob er langsam ein Bein und bohrte Spitze und Seite seines Sneaker in einen Spalt.

Hinauf.

Er versuchte sich mit den Fingern festzuklammern. Die Spalten im Fels waren zu klein, um sich richtig daran festzuhalten, doch er zwang sich, sein Gewicht auf den Fuß zu verlagern. Der Schweiß an seinen Händen vermischte sich mit dem Kalkpuder.

Hinauf.

Weit unter ihm lag das Gras, üppig und sanft. Dicht vor seinem Gesicht ragte der Felsen auf. Die Luft um ihn herum vibrierte, dehnte sich aus, als wolle sie der Schwerkraft einen Streich spielen. Mal fühlte sich Sam wie eine Feder, die kaum eines Haltegriffs bedurfte, mal wie ein zentnerschwerer Sack voll durchnässter Kleidung, zu schwer, um sich hochzustemmen.

Hinauf, noch einen Schritt.

Unmöglich, jetzt nach oben oder nach unten zu blicken.

»Sammy, du hast es geschafft! Ich fange dich auf!«

Vergeblich versuchte er, sich die Hände seines Vaters vorzustellen: Waren sie so groß, dass sie ihn wie eine Wiege aufnehmen würden, oder waren sie zart wie Porzellan, dass er sie unter seinem Gewicht zermalmen würde? Einen Augenblick noch hing er reglos an der Felswand, verzweifelt, dann spürte er, wie seine Beine nachgaben und seine Finger vom Haltegriff abglitten.

Er fiel durch den Raum. Da war so etwas wie ein Gefühl der Erleichterung oder Resignation, bevor ihn die väterlichen Arme auffingen und triumphierend hochhoben.

Sie lachten beide vor Glückseligkeit. Mike wirbelte seinen Sohn durch die Luft und setzte ihn dann mit beiden Füßen auf den Boden. Er küsste ihn auf den Nacken, unter sein durchnässtes Haar.

»Großartig, mein Junge! Noch bevor du zwanzig bist, wirst du den Cap besteigen, ganz wie dein alter Vater. Und noch viele andere Gipfel!«

Sam ließ zu, dass sein Vater ihm die Ohren lang zog und ihm fortwährend auf die Schulter klopfte. Er wusste jedoch, dass er die Erwartungen seines Vaters nicht erfüllen würde: Was auch immer der Cap sein mochte, er würde ihn weder besteigen können noch wollen.

Zwanzig Jahre später konzentrierte er sich auf seinen Laufschritt und eine gleichmäßige Atmung. Dafür war das Laufen immer von großem Nutzen. Man konnte Kilometer um Kilometer laufen und dabei seinen Gedanken und Erinnerungen nachhängen, falls man das wollte. Und wenn man einmal keine Lust zum Nachdenken hatte, konnte man sämtliche Gedanken verdrängen und sich nur noch auf die Beine, die Lunge und die Wegstrecke konzentrieren.

Sam gelangte ans Ende des Sees. Von dort aus ging es durch ein Tannenwäldchen steil aufwärts. Auch nach der Steigung war sein Atem noch regelmäßig. Mit lockerem Schritt und erhobenem Kopf lief er nun auf der Asphaltstraße weiter, die sich den Hügelkamm entlangschlängelte. Ein Lieferwagen kam ihm entgegen; ansonsten herrschte kein Verkehr. Es waren nur noch knapp zwei Kilometer bis zur Abzweigung, die zum Haus seines Vaters führte.

Etwas abseits von der Straße befand sich Mike McGraths Haus, eingebettet in eine Gruppe düsterer Bäume, als wolle es sich verkriechen. Die ehedem weiß gestrichenen Fensterrahmen waren grau, hie und da blätterte der Lack ab. Bei drei der vier Fenster waren die Vorhänge wie immer zugezogen. Auf dem mit Buschwerk bewachsenen Gelände vor dem Haus stand Mike McGraths alter Kombi, direkt daneben Sams Mietwagen. Sobald Sam den auf einem rissigen Pfahl stehenden Briefkasten erreicht hatte, drosselte er sein Tempo. Während er langsam auf das Haus zuging, spürte er, wie ihm der eisige Wind entgegenschlug. Der Schneeregen hatte wieder eingesetzt. Sam zog sich die Kapuze seiner Fleecejacke über, machte einen Bogen um die beiden Autos und steuerte auf die Haustür zu.

Früher pflegte seine Mutter hier Blumen zu pflanzen: Kosmeen, Goldruten und Tagetes, erinnerte er sich. Seine Mutter liebte leuchtende Farben. Trotz der Kälte hielt sich Sam absichtlich noch ein wenig dort auf, wo sich ihr Garten einst befand. Er erinnerte sich, wie seine Mutter an den Sommerabenden ins Freie trat, um welke Blüten abzuzupfen oder ein paar Grasbüschel aus dem klumpigen Erdreich zu rupfen. Das Haus lag nach Westen und war noch von der Sonne beschienen, wenn die Bäume dahinter schon in Dunkel getaucht waren.

Sam tat einen tiefen Atemzug. Statt noch länger hier draußen herumzutrödeln, sollte er lieber ins Haus gehen, sagte er sich.

Mit der Schulter stieß er die Tür auf, die sich wegen der Feuchtigkeit verzogen hatte und ein wenig klemmte.

Mike saß in seinem Stuhl und verfolgte im Fernsehen das Tagesprogramm. Auf dem Herd stand eine Kaffeekanne und ein in Scheiben geschnittener Laib Brot war auf dem Büfett wie ein Kartenspiel ausgebreitet. Mike blickte zu seinem Sohn hoch, der sich gerade die Kapuze vom Kopf streifte.

»Und, wie war's?«, fragte der alte Mann, ohne dabei allzu großes Interesse zu bekunden.

»Gut. Ich bin am Haus der Bowmans vorbeigelaufen und dann um den See herum.«

»Eine ziemlich lange Strecke.«

»Nicht schlecht, ja, aber es ist kalt draußen.«

»Dort steht Kaffee.«

»Danke.«

Sam schenkte sich eine Tasse ein und nahm ein paar Schlucke. Er ermahnte sich, wegen der Bitterkeit des Getränks nicht den Mund zu verziehen.

»Möchtest du das sehen?«, fragte Mike trocken. Auf dem Bildschirm sah man die jämmerlichen und entrüsteten Teilnehmer einer Talkshow über irgendein erlittenes Unrecht klagen. Eigentlich passte das recht gut hierher, dachte Sam. Auch in diesem Haus hatte sich seit langem Resignation breit gemacht, Verzweiflung, vermischt mit tiefer Verbitterung. Warum also nicht auch im Fernsehen? Vielleicht liebte Mike all diese Programme, weil das Thema ihm vertraut war.

»Ich dachte, wir könnten vielleicht miteinander reden«, begann Sam.

Er stellte den Gehstock seines Vaters beiseite und rückte mit seinem Stuhl näher, wobei er teilweise den Bildschirm verdeckte. Schließlich saßen sie sich fast Knie an Knie gegenüber. Sam hätte Mikes Hand ergreifen und mit der seinen umschließen können, doch dazu konnte er sich nicht überwinden. Seit Sam kein kleiner Junge mehr war, hatten sie sich fast nie berührt.

Mike griff zur Fernbedienung und drehte den Ton um einige Dezibel leiser. Dann wandte er sich seinem Sohn zu und betrachtete ihn prüfend.

»Ich habe mich nicht qualifiziert«, sagte Sam.

Einen Moment lang herrschte Schweigen.

Mike strich sich mit seinem schwieligen Daumen über den Mundwinkel.

»Wie?«

»Ich bin letzte Woche in Pittsburgh gelaufen. Es war das Ausscheidungsrennen für die Olympischen Spiele im Jahr 2000.«

Sam hatte für den Marathonlauf der Stadt Pittsburgh trainiert, seit das offizielle Komitee der »USA Track & Field« bekannt gegeben hatte, dass die Läufer des Marathonteams bei den Olympischen Spielen – wie in den dreißig Jahren zuvor – in einem einzigen Rennen ermittelt werden würden. Leider hatte dieses Rennen an einem Tag stattgefunden, an dem Sams innerer Motor nicht gut funktionierte und seinen Dienst

schließlich ganz versagte. Dergleichen passierte ihm nicht oft, doch wenn seine Kräfte ihn einmal im Stich ließen, hatte es meistens mit einem übergroßen Erwartungsdruck zu tun, vor allem seitens seines Vaters. Sam war dieser Zusammenhang vollkommen bewusst, doch das änderte nichts und bewahrte ihn nicht vor den unangenehmen Folgen. Auch heute war es so.

»Ich wusste gar nicht, dass ...«

Mikes Miene verriet kaum eine Regung. Er starrte seinen Sohn an und wartete auf weitere Erklärungen.

Es war typisch, dachte Sam, dass sein Vater über den Marathon nicht Bescheid wusste. Er hatte einfach nicht mitbekommen, dass sein Sohn um die Teilnahme in der Olympiamannschaft der USA kämpfte. Mike führte ein nur von wenigen Interessen bestimmes Leben: Er sah fern, blätterte ein wenig in Freizeitmagazinen, besuchte hin und wieder einen Nachbarn und sprach dem Bier zu.

Ebenso typisch war allerdings – das musste Sam zugeben –, dass er seinem Vater nichts von dem Rennen in Pittsburgh erzählt hatte. Er hatte sich für die Wettkämpfe qualifiziert, indem er bei einem nationalen Meisterschaftslauf unter zwei Stunden und zwanzig Minuten gelaufen war. Unmittelbar danach hatte er Mike angerufen und es ihm berichtet.

»Das ist recht ordentlich«, war die erschöpfende Antwort gewesen.

Als Erwachsener hatte Sam gelernt, seinem Vater dessen Mangel an Begeisterung nicht übel zu nehmen und sich nicht darüber zu ereifern. Er ist eben so, wie er ist, dachte Sam. Er hatte eine bestimmte Vorstellung von dem, was ich tun sollte, und ich habe andere Dinge getan.

Dennoch schien ihm sein Vater diesmal besonders abweisend. Deshalb hatte Sam ihm nichts über den bevorstehenden großen Lauf erzählt und ihn auch nicht angerufen, um ihn über sein schlechtes Abschneiden zu informieren. Stattdessen hatte er eine Woche verstreichen lassen und sich dann zu einem Besuch aufgerafft. In seinem Kopf hatte er mehrere Versionen durchgespielt, wie die Begegnung wohl ablaufen könnte. Er stellte sich vor, dass Mike einige Worte des Mitleids finden würde. Vielleicht würde er ihm sogar fürs nächste Mal Mut zusprechen oder ihm einfach seine Sympathie bekunden. Doch einmal mehr sollte sich

herausstellen, dass das freudloseste Szenario, das Sam sich ausmalte, der Wirklichkeit am nächsten kam. Mike wirkte weder überrascht, noch schien er Anteil zu nehmen. Er war einfach nur enttäuscht. Wie schon so oft. Es war das gleiche Schema wie immer.

»Was ist denn passiert?«, fragte Mike schließlich.

Sam zuckte unwillkürlich nervös mit den Achseln. »Eigentlich war ich fit und hatte am Start ein gutes Gefühl. Aber ich bin einfach nicht auf Touren gekommen.«

»Wie war deine Zeit?«

»Nicht gut. Zwei Stunden achtundzwanzig. Ich bin schon wesentlich bessere Zeiten gelaufen und habe all die anderen geschlagen, die diesmal vor mir ins Ziel kamen – Petersen, Okwezi, Lund und so weiter. Aber eben nicht an dem Tag, an dem es wirklich darauf ankam.«

Mike starrte seinen Sohn weiter wortlos an.

»Es bleibt ja noch die Hoffnung auf 2004«, fügte Sam schließlich mit einem Lächeln hinzu. Im Stillen dachte er: Eigentlich müsste es anders herum sein: Du solltest das zu mir sagen.

»Du bist achtundzwanzig oder neunundzwanzig, richtig?«

Du wirst doch wohl wissen, wie alt ich bin, dachte Sam. »Der Langstreckenlauf ist Gott sei Dank kein Kindersport. Man kann auch über Dreißig noch in der Spitze mithalten.«

»Ich hatte gehofft, du würdest Gold nach Hause bringen.« Mike schielte zum Kaminsims hinüber, als klaffte dort zwischen all den Bildern von Bergen und bärtigen Männern eine Lücke, die eigentlich von der Medaille seines Sohnes gefüllt werden sollte.

»Für mich wäre es schon eine große Freude gewesen, mit nach Sydney zu reisen und dort für mein Land anzutreten. Es geht doch nicht immer nur ums Gewinnen, Dad«, sagte Sam geduldig.

»Doch!«

Mit diesem einen Wort hatte Mike gezielt eine böse Spitze losgelassen. Sam war zutiefst getroffen und der Stachel saß fest wie der Widerhaken einer Harpune.

Er ist nun einmal so, wie er ist, hielt sich Sam erneut vor Augen. Das kommt alles nur von der Verbitterung über sein eigenes Leben. Außerdem hat er diesmal wirklich Grund, sauer zu sein. Wenn ich es

geschafft hätte, wäre er jetzt stolz auf mich. Also ist seine jetzige Reaktion verständlich.

»Tut mir Leid, dass ich es diesmal nicht gepackt habe. Auch für mich war es hart. Aber ich werde deswegen nicht mit dem Laufen aufhören. Es bedeutet mir sehr viel.«

»Dann bleib dabei, solange du kannst«, pflichtete Mike ihm bei. »Wenn du schon das Glück hast.«

Willst du etwa, dass ich mich auch dafür entschuldige?, fragte sich Sam verwundert.

Mike hatte den Ton wieder lauter gestellt und seine Aufmerksamkeit erneut der johlenden Menge auf dem Bildschirm zugewandt.

Sooft Sam in dieses Haus zurückkehrte und sich von den allmählich vergilbenden Tapeten, dem alten Sofa, den Stühlen und den Bergsteigerzeitschriften seines Vaters mit ihrem strahlend blauen Himmel auf glänzendem Deckblatt, umgeben sah, hatte er schwer zu kämpfen, um nicht von Erinnerungen überwältigt zu werden. Die Erinnerungen lauerten in der Küche, im Schrank oder hinter den Vorhängen und warteten darauf, über ihn herzufallen. In Seattle, wo er sich niedergelassen hatte, wo er arbeitete und Franny und seine Freunde hatte, die ihm Gesellschaft leisteten und ihn ablenkten, konnte er den Erinnerungen aus dem Weg gehen. Hier war das meistens unmöglich. Vermutlich ging das jedem so, der nach Hause zurückkehrte. Ob man diese Besuche genießen konnte oder nicht, hing wohl im Wesentlichen davon ab, welche Erinnerungen man mit dem Elternhaus verband.

Sam war sechs Jahre alt, als sie in dieses Haus zogen. Zuvor hatten Mike und Mary McGrath in Oregon nahe Newport an der Küste gewohnt, bis Mike zusammen mit einem Partner eine Firma gründete, die Touren in unerschlossene Waldgebiete organisierte und Ferienhütten vermietete. Damals siedelte die Familie in das kleine Städtchen Wilding um. Das Geschäft ging nur ein oder zwei Jahre lang gut, dann machte sich Mikes Partner mit dem Großteil des Barvermögens aus dem Staub und hinterließ Mike einen Berg Schulden. Trotzdem blieben die McGraths hier. Sie hatten ihr gesamtes Vermögen in das Haus gesteckt, das ein

paar Kilometer außerhalb der Stadt lag. Mary hatte einen Vorgarten angelegt und einige Freundschaften geschlossen, Sam ging zur Schule und schien sich wohl zu fühlen. Und Mike war es ohnehin gleichgültig, ob man blieb oder sich woanders niederließ. Er nahm einen Job als Transportmanager eines Abholzungsunternehmens an und scherte sich nicht darum, wo und wie er lebte, solange er seine Familie ernähren konnte. Und solange er nicht auf seine geliebten Klettertouren in den Bergen des Yosemite-Nationalparks oder in den Teton-Bergen verzichten musste, wenn sein Budget schon nicht für richtige Expeditionen ausreichte.

Sam war sich sehr wohl bewusst, dass andere Kinder viel Schlimmeres durchzustehen hatten, doch für ihn war das Bergsteigen eine Qual.

Er war häufig mit seinem Vater campen gewesen. Während dieser dann allein zum Klettern ging, spielte Sam mit den anderen Jungs Ball, planschte in eisigen Bächen herum oder erkundete mit dem Fahrrad die Umgebung – allerdings immer mit der Angst im Nacken, dass sein Vater ihn plötzlich rufen könnte.

»Komm, Sammy, jetzt bist du an der Reihe!«

»Ich will aber nicht!« Sam hatte nur allzu gut in Erinnerung, wie ihm zumute war, wenn er dann unter den strengen Blicken des Vaters zu klettern versuchte: Pochenden Herzens und mit wachsweichen Knien rang er beklommen nach Luft. Bei jedem Atemzug befürchtete er, den Halt zu verlieren – es war einfach eine Tortur!

»Schau doch, wie ich es mache.« Mike seufzte.

Sein Vater bewegte sich geschmeidig wie ein Raubtier zwischen den Felsen. Sein Körper schien wie Wasser über das Gestein zu fließen. Sam jedoch stockte schon beim Anblick der Atem. Verkrampft hockte er da, die Hände um die Knie geschlungen, und betete.

Bitte fall nicht runter, Dad, fall bitte nicht runter!

Es dauerte nicht lange, da hatte sein Vater die Spitze der Steilwand erreicht. Für kurze Zeit blieb er unsichtbar, dann tauchte sein Gesicht über dem Abgrund auf: »Siehst du? Es ist ein Kinderspiel!«

Sam spürte, wie seine Wangen zu glühen begannen, was keineswegs auf die strahlende Sonne zurückzuführen war. Sein Vater befand sich bereits beim Abstieg. Auf halber Höhe hielt er plötzlich inne.

»Wie komm ich jetzt weiter?«, fragte er über seine Schulter hinweg in die Luft. »Ich kann nicht weiter. Sag mir, was ich jetzt tun soll!«

Sam blickte hinauf und hielt nach einem Vorsprung oder nach irgendeiner Spalte Ausschau, die sich vielleicht im rötlich leuchtenden Sandsteinfelsen auftun würde. Sein Vater benutzte keine Seile, er verließ sich nur auf seine Finger und seine Zehen und saß jetzt in der Klemme. Er würde bestimmt fallen! Tiefer und tiefer würde er fallen – und dann wäre er tot!

»Siehst du was?«, fragte Mike, dieses Mal etwas lauter. »Siehst du irgendeinen Halt für meinen Fuß?«

Sam suchte so fieberhaft, dass ihm die Augen brannten.

Die rote Felswand aber präsentierte nur ihre glatte, harte Oberfläche. Es war nicht die geringste Einkerbung zu sehen, die seinem Vater das Leben hätte retten können. Panik erfasste ihn und ließ ihm trotz der Nachmittagssonne das Blut in den Adern gefrieren. Das Zwitschern der Vögel verstummte, die Sekunden wurden zur Ewigkeit.

»Warte, wenn du es vielleicht bis dorthin schaffst ...«

Sein Vater ließ sich vor der Felswand auf die Knie nieder. Mit den Händen klammerte er sich an langen Grasbüscheln fest, um die Bodenhaftung nicht zu verlieren. Etwas unterhalb der Stelle, an der sein Vater die Füße einstemmte, gab es eine kleine Ausbuchtung.

Zu spät.

»Ich falle!«, schrie Mike plötzlich und glitt vom Felsen ab. Er drehte sich einmal um die eigene Achse und stürzte dann hilflos wie eine Puppe.

Sams Kehle entrang sich ein gellender Schrei.

Und selbst als Mike mit einem vorschriftsmäßigen Rückwärtssalto schon längst sicher gelandet war, und zwar genau in der Mitte des alten Badetuchs, das er am Fuße der Felswand ausgebreitet hatte, um seine Kletterschuhe nicht mit Erde zu beschmutzen, selbst da hörte Sam noch nicht auf zu schreien. Alarmiert rannte seine Mutter herbei und Sam warf sich verzweifelt in ihre Arme.

»Michael! Was tust du da?«, schalt sie ihren Mann und hielt dabei ihren Sohn fest umarmt. Sam konnte das Vibrieren der Stimme in ihrem Brustkorb spüren.

»Ich wollte ihn nicht erschrecken, sondern ihm nur zeigen, wie sicher das Klettern ist, in Gottes Namen! Sammy, mir geht's gut. Ich bin doch absichtlich gesprungen!«

»Der Junge ist acht Jahre alt, Mike!«

»Ich wollte nur, dass er kapiert, wie toll das Klettern ist.«

Aber Sam McGrath hatte bereits begriffen. Er wusste, wie sehr sein Vater das Klettern liebte. Er hätte es zwar nicht in Worte fassen können, doch intuitiv verstand er, dass Mike sich auf seine Art und Weise um Frau und Kind kümmerte, dass ihm aber ohne Klettern alles andere sinnlos erschienen wäre. Jeder Dollar, den er beiseite legen konnte, jedes freie Wochenende und jeder Urlaubstag waren einzig und allein diesem Vergnügen vorbehalten. Nicht mehr und nicht weniger. Es war so frappierend, dass es schon wieder einfach war. Und Sam wusste, dass das Klettern ihn selbst stumm vor Angst machte.

»Lass ihn doch! Er wird es schon lernen, wenn es so weit ist.«

Etwas lag in der Luft: Die Atmosphäre zwischen seinen Eltern war spannungsgeladen. Im Vergleich dazu erschien Sam seine Angst vor dem Klettern mit einem Mal harmlos. Er löste sich von seiner Mutter und stand auf.

»Es ist schon in Ordnung. Ich tu's jetzt.«

»Großartig, mein Junge!«, jubilierte Michael, während seine Frau missbilligend die Stirn in Falten legte.

Einmal fragte Sam seinen Vater: »Wenn ich mit dir klettere, hast du immer Seile dabei. Warum nimmst du sie nicht mit, wenn du allein bist? Wäre das nicht sicherer?«

Die Antwort darauf sollte ihm dauerhaft in Erinnerung bleiben.

»Es geht nicht um Sicherheit, sondern um Reinheit.«

Mike erklärte ihm, dass die Sicherheit eines Bergsteigers allein von ihm selbst abhänge. Er müsse nur genau wissen, was er tat und wohin er ging. Letztlich sei es eine Frage der Berechnung und der Planung, das Entscheidende aber sei die Konzentration.

»Das ist wie in der Mathematik: Der Felsen stellt dir eine Aufgabe und du musst sie lösen. Seile, Haken und die übrige Kletterausrüstung lenken einen nur ab und erhöhen die Gefahr. Richtiges Klettern ist

vergleichbar mit dem Liebesspiel zwischen Mann und Frau. Es gibt nur den Felsen und dich und am besten wäre man nackt. Aber du bist noch zu jung, um das zu begreifen.«

Sam brummelte verlegen. »Die anderen Bergsteiger klettern meistens mindestens zu zweit. Nur du nicht!«

»Ich warte, bis du groß bist. Bis dahin habe ich dir alles beigebracht, was du wissen musst. Wenn du erst einmal das College und dein Jurastudium absolviert hast, bist du reich genug, um nach Alaska oder zum Himalaja reisen zu können. All die hohen Berge, von denen dein Vater nur träumen konnte, wirst du später einmal besteigen.«

Sam hob das Kinn und starrte seinen Vater an, bemüht, den Trotz, der sich in ihm aufbaute, zu bezähmen.

»Soll ich dir noch eine Tasse eingießen?«, fragte Sam mit einem Blick auf die Kaffeekanne. Er schob den Stuhl zurück und stand auf. Damit beendete er keineswegs eine angeregte Unterhaltung mit seinem Vater, denn die wenigen Worte, die sie gewechselt hatten, konnte man schwerlich als Unterhaltung bezeichnen. Mike hatte überdies seinen Blick kaum vom Fernseher abgewandt und hielt ihm jetzt kommentarlos seine leere Tasse hin.

Sam schenkte ihm Kaffee nach und schickte sich an ein Essen zuzubereiten. Er war in die Stadt gefahren und hatte jede Menge Lebensmittel besorgt, um die leeren Vorratsschränke und den alten Kühlschrank aufzufüllen, der im Nebengebäude vor sich hin surrte. Er fand, dass Mike zu schlecht für sich sorgte, und wollte vor seiner Abfahrt sicherstellen, dass genug Lebensmittel im Haus waren, auch wenn sein Vater sie vielleicht gar nicht anrühren würde.

»Magst du Steak mit Salat?«

Mike hatte einfache Mahlzeiten immer gemocht. Hin und wieder schwelgte er in Erinnerungen an Marys Hühnerpastete oder an ihren Eintopf mit Knödeln. In solchen Momenten merkte Sam, wie sehr Mike seine Frau noch immer vermisste. Dann empfand er Schuldgefühle, weil er nicht näher bei seinem Vater wohnte und ihn nicht häufiger besuchte.

»Wenn du dir das gerade zubereiten willst.«